

Gerechtigkeit, Frieden und die Integrität der Weihnachtsbäume

VON GEORGE E. TINKER

In warmer Kleidung, da ein halber Meter Schnee den Hang des Hügels bedeckte, umstand eine kleine Menschenmenge leise etwas, das aussah wie ein regelmäßig gewachsener, vielleicht reichlich groß geratener Weihnachtsbaum. Die meisten waren Indianer aus verschiedenen Stämmen, alle gehörten einer indianischen Gemeinde an; sie sprachen Gebete, die mit dem Baum zu tun hatten. Es hätte ein ganz und gar üblicher Jahresausflug sein können, bei dem die Gemeinde den Weihnachtsbaum für die Kirche einholt; doch bei dem Gebet handelte es sich um eine Mischung aus christlichen und überlieferten indianischen Stammesgebeten. Einige im Kreis sprachen sogar mit dem Baum: tröstende, erklärende, entschuldigende oder verheißungsvolle Worte. Die beiden Pfarrer hielten Tabak in den Händen, um ihn wiederum dem Schöpfer zu opfern, ihn anzubieten als Gegengabe für die Tötung des Baumes, ihn den vier Himmelsrichtungen, dem Oben und dem Unten darzubieten als Opfer, um Gleichgewicht und Harmonie der Schöpfung noch im Vollzug eines gewaltsamen Aktes zu wahren.

Ein echtes Gefühl für einen Kulturwert kommt in diesem Treffen der Menschen zum Ausdruck. Es handelt sich um eine Einstellung gegenüber der Schöpfung und allem Geschaffenen, die die Indianer Amerikas vor anderen Amerikanern und den meisten Europäern auszeichnet. Sie ist aber eigentlich kennzeichnend für sehr viele Eingeborenenvölker auf der Welt und bezeichnet eine Palette von Kulturwerten, die auch in solchen Ureinwohnergemeinschaften fortbestehen, welche zum Christentum bekehrt sind. Ein Außenstehender würde diese Haltung der Indianer womöglich als „Staunen“ oder „Ehrfurcht“ bezeichnen. Wir Indianer sehen sie weder als das eine noch das andere, sondern nennen sie gern „Achtung“ – die angemessene Einstellung, die notwendig ist, um unserer Verantwortung als Teile des Schöpfungsganzen zu genügen, notwendig, um Harmonie und Ausgewogenheit, die gegenseitige Abhängigkeit aller Dinge der Welt voneinander und ihr Aufeinanderbezogensein zu wahren.

Das Schlüsselwort für den kulturellen Kontext der Indianer ist also Achtung – Achtung vor einem Baum. Noch wichtiger ist der zugrundeliegende Begriff, der Begriff der Wechselseitigkeit. Daß wir beten und etwas opfern,

nämlich Tabak, sind Akte der Wechselseitigkeit: wir geben der Erde und der übrigen Schöpfung etwas zurück, um auch dann das Gleichgewicht zu erhalten, wenn wir diesen Baum fällen und so das Gleichgewicht stören. Damit stellen die indianischen Kulturen die christlichen Völker, speziell die europäischen und das nordamerikanische, vor die Frage: wie findet eine achtungsvolle Haltung vor Baum und Fels, Tier und schließlich dem anderen Menschen Raum in der industriellen Wirtschaftswelt, die aus der Moderne entstanden ist und heute die ganze Schöpfung mit „postmoderner“ Auslöschung bedroht? Auf welche Weise geben wir etwas zurück? Werden wir je etwas zurückgeben? Was erstatten wir der Erde, wenn wir einen Wald abholzen, ein Erzvorkommen abbauen und kilometerweite Flächen nackten Erdbodens zurücklassen? Wohl noch schmerzlicher erscheint die Frage, wo es um Gerechtigkeit unter Menschen geht: wo bleibt die Wechselseitigkeit, wie kann das kosmische Gleichgewicht erhalten werden, wo Menschen in unserer heutigen Welt auf die verschiedenste Art unterdrückt werden? Schwarze in Südafrika, Nichtjuden in Palästina, Tamilen in Sri Lanka oder Stammesangehörige in Lateinamerika. Das Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ stellt eine wichtige Fragestellung dar, die uns in die richtige Richtung führt.

Das neueste und bedeutendste Studiendokument aus diesem Programm wurde soeben als Entwurf veröffentlicht.¹ Hier dazu nur soviel, daß sich der ÖRK im Verlauf seiner Studien schließlich dazu durchgerungen hat, der Sorge um die Schöpfung Priorität vor der Gerechtigkeit einzuräumen. Ich stelle dies mit einer gewissen Befriedigung fest, obgleich ich darin auch eine Gefahr sehe. Auch ich befürchtete, wie wohl viele Völker aus der Dritten und Vierten Welt, daß die zunehmende Sorge um und das Bewußtsein der ökologischen Krise, der sich die ganze Schöpfung gegenübersteht, die Menschen wachen Gewissens von ihrem Bewußtsein und ihrem Engagement für die Sache der Gerechtigkeit und der Befreiung ablenken könnte, wie es häufig geschah. Es ist zum Beispiel gewiß edel, sich Sorgen um das Überleben der Fische in einem Bergsee zu machen, der vom sauren Regen vergiftet wird. Sobald diese Sorge uns jedoch vom täglichen Leiden der Schwarzen in Südafrika ablenkt, trägt sie zum Druck der Apartheid auf diese unsere Menschenbrüder und -schwestern bei. Ich muß z.B. ständig die guten amerikanischen Christen an die fortgesetzte Unterdrückung der Indianer in Amerika erinnern; etwa an unsere Arbeitslosenziffer von 60 %, an die Zerstörung unserer Kulturen, den Diebstahl an unserem Grund und Boden und

daran, wieviel stärker wir als sie unter Krankheiten und Invalidität zu leiden haben, was zu der erschreckend niedrigen durchschnittlichen Lebenserwartung von 46 Jahren führt. Es fehlt tatsächlich an Gerechtigkeit, es fehlt an Kirchen, die die „Gute Botschaft für die Armen und Unterdrückten“ verkündigen, sogar mitten im Wohlstand Nordamerikas.

Dennoch möchte ich behaupten, daß Achtung vor der Schöpfung der Ausgangspunkt für unsere theologische Reflexion in einer gefährdeten Welt sein muß. Als Indianer gehe ich davon aus, daß aus der echten und angemessenen Sorge um die Schöpfung Gerechtigkeit und Frieden sich von selbst ergeben werden. Denn „Integrität der Schöpfung“, d. h. Bewahrung dessen, was ist, ist doch viel mehr als Besorgnis wegen Umweltzerstörung. Theologisch gesehen ist die Reihenfolge „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ für einen amerikanischen wie wohl auch für jeden anderen Ureinwohner problematisch. Was soll das einem Angehörigen der Vierten Welt? Wir sind mit den frühen ökumenischen Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirche der Meinung, daß das Wort Schöpfung an erster Stelle stehen muß.

Sowohl der ÖRK als auch viele unserer Mitgliedskirchen haben im Laufe der vergangenen zwei Jahrzehnte die Umkehrung vom Reden von „Frieden und Gerechtigkeit“ zum Reden von „Gerechtigkeit und Frieden“ vollzogen. Diese neue Wortfolge ist kein Zufall. Sie spiegelt eine klare Prioritätensetzung, nicht so sehr nach der Wichtigkeit als vielmehr nach der angemessenen Reihenfolge auf der Tagesordnung. Mit dieser Sensibilität reagieren unsere Kirchen auf die Stimmen der an den Rand gedrängten Völker auf der ganzen Welt. Die Völker der Dritten und Vierten Welt sprachen sich fast einstimmig dahingehend aus, daß es ihnen sowohl in ihren Ländern als auch in der Völkergemeinschaft vor allem um mehr echte Gerechtigkeit geht, weil in unserem Kontext Frieden vor allem aus Gerechtigkeit entspringt. Ebenso klar brachten wir zum Ausdruck, daß ein Friede zwischen allen Völkern, der plötzlich in unserer heute bekannten Welt verwirklicht würde, bei weitem nicht das umfassende Bedürfnis nach Gerechtigkeit stillen würde. Er könnte sich im Gegenteil dahingehend auswirken, daß die bestehenden Ungerechtigkeiten festgeschrieben würden – ähnlich wie so manche Friedensbewegung sich dahingehend ausgewirkt hat, daß sie die Energien der Menschen einem unmittelbaren Eintreten für Gerechtigkeit entzog.

Wie die engagierten Christen allmählich gelernt haben, daß echter Friede nur durch die Herstellung von Gerechtigkeit durchgesetzt werden kann, daß also Friede eine Folge von Gerechtigkeit ist, müssen wir allmählich lernen,

daß Gerechtigkeit und in seiner Folge Frieden sich aus einer tiefen Achtung vor der ganzen Schöpfung ergeben.

Daher wäre für den amerikanischen Ureinwohner wie für andere Ureinwohnervölker die theologisch richtigere Fassung unseres Themas „Schöpfung, Gerechtigkeit und Frieden“. So aber hinterläßt die „Integrität“, die „Bewahrung der Schöpfung“ den Eindruck, als sei sie lediglich ein den Sorgen der Ersten Welt um Umweltprobleme aufgeklebtes Etikett.

Als Christen also, meine ich, müssen wir im ÖRK unser geistliches Verwurzeltein im Ersten Artikel der ökumenischen Glaubensbekenntnisse neu entdecken als eine deutliche biblische Weisung, und wir müssen zulassen, daß dieses geistliche Fundament unser Handeln für Gerechtigkeit und Frieden entscheidend bestimmt. Und es kann geschehen, daß die den Indianern, Pazifikinsulanern, im Stammesverband lebenden Afrikanern und anderen Ureinwohnervölkern eigene Spiritualität uns in die richtige Richtung weist. Wenn es wohl auch zu spät ist, den Namen des Programms zu ändern, so ist es doch wichtiger denn je, die Dinge zu klären, um die es geht.

Der Kreis und „Mitakuye Oyasin“

Die nordamerikanischen Indianer und andere Ureinwohnervölker sind sich seit langem sicher, daß sie den Europäern und Amerikanern viel Wissen über die Welt und die menschlichen Beziehungen auf der Welt zu vermitteln haben. Sie empfinden Vertrauen in die spirituellen Grundfesten ihrer Erkenntnisse und meinen, daß die Grundlagen ihrer Weltanschauung der ganzen Schöpfung heilende und befriedende Kräfte zuführen können. Lassen Sie mich das aus indianischer Sicht an zwei einfachen Beispielen darlegen.

Meine indianischen Vorfahren hatten zu Gott als Schöpfer ein gutes und verantwortliches Verhältnis, schon ehe sie von der Guten Botschaft Jesu Christi wußten oder sich dazu bekannten. Sie hatten ein Verhältnis zum Schöpfer, das durch die am Lagerfeuer erzählten Geschichten jedes unserer Stämme, durch ihre Gebete und insbesondere durch ihre kultischen Handlungen gefestigt wurde. Dies ihr Verhältnis setzte damit ein, daß sie „den Anderen“ als Schöpfer, als schöpferische Macht hinter allem Existierenden anerkannten, und zwar lange, bevor die Missionare kamen. In diesem Verhältnis sahen die Menschen sich als Mitwirkende innerhalb der Schöpfung als Ganzer, als einen Teil der Schöpfung; in allem, was sie miteinander taten, feierten sie Ausgewogenheit und Harmonie des Weltganzen.

In all ihrem Tun bekannten unsere indianischen Vorfahren das Gutsein des Schöpfers und der ganzen Schöpfung einschließlich ihrer selbst. Darauf hoben ihre Erzählungen ab, darum kreisten ihre Gebete, das bezweckten ihre Zeremonien. Sie feierten die Ausgeglichenheit und Schönheit, die die erschaffene Welt ausstrahlte: Winter und Sommer hielten einander die Waage. Dasselbe taten Jagen und Pflanzen, Himmel und Erde, Hitze und Kälte, Sonne und Mond, Tier-Weibchen und -Männchen, Frau und Mann. Die Ahnen erkannten all dies als gut, so wie Gott am Ende des sechsten Schöpfungstages (Gen 1,31).

Wenn alle geistliche Erkenntnis der nordamerikanischen Indianer und damit alle indianische Theologie bei der Schöpfung anzufangen hat, so spiegelt sich dies auch in der liturgischen Grundhaltung der Indianer vieler nordamerikanischer Stämme. Wenn wir in Gemeinschaft beten, bildet die Gemeinde meistens eine Art Kreis. Der Kreis ist nämlich für das Selbstverständnis dieser Stämme ein Schlüsselsymbol, er bedeutet das Ganze des Alls und daß wir ein Teil davon sind. Wir erleben uns als gleichwertige Teile des Kreises, die der übrigen Schöpfung Gottes weder über- noch unterlegen sind. In unserem kulturellen Kontext gibt es keine Hierarchie, auch keine der Arten, denn der Kreis hat weder Anfang noch Ende. Daher haben alle Geschöpfe aneinander teil, jedes auf seine Weise, um miteinander den unversehrten Kreis zu bilden. Wenn also eine Indianergemeinschaft einen Kreis bildet, um zu beten, so wissen alle, daß mit der Aufstellung im Kreis das Beten bereits begonnen hat. Noch ist kein Wort gefallen, in manchen heiligen Handlungen braucht überhaupt nicht gesprochen zu werden, sondern die Aufstellung selbst macht etwas sichtbar, nämlich unser Gebet und unseren tiefen Willen, daß Gottes Schöpfung eins und ganz sein möge. Es muß in diesem Zusammenhang angemerkt werden, daß Indianer sich beim Beten im Kreis nicht die Hände geben, außer sie sind durch die Frömmigkeit eines weißen Missionars dazu angeregt. Einander an den Händen zu halten, ist nicht notwendig; wir sind uns bewußt, daß es genügt, miteinander verbunden im Kreis zu stehen, unentrinnbar vereint durch die Erde, die fest unter unseren Füßen liegt – die Erde, die schließlich die eigentliche Mutter eines jeden von uns und der Schöpfung überhaupt ist.

Die Völker der Lakota und Dakota verwenden eine Formel, die in all ihren Gebeten vorkommt und deutlich ihr Bewußtsein illustriert, daß die Schöpfung im Mittelpunkt steht. Die Formel „Mitakuye Oyasin“ wird etwa so gebraucht wie das Wort „Amen“ in der europäischen und amerikanischen Christenheit. Damit steht sie am Schluß jeden Gebets, ja sie ist häufig

selbst das ganze Gebet, denn es wird weiter nichts hinzugefügt. Sie wird üblicherweise übersetzt mit „für all meine Beziehungen“ oder „für alle meine Verwandten“. Doch wie alle Symbole von Ureinwohnern ist sie mehrdeutig. Es ist richtig, man betet damit für seine Blutsverwandten, also Tanten, Vettern, Kinder, Großeltern usw. Außerdem kann „Beziehungen“, „Verwandte“ sich auf alle Stammesgenossen oder sogar alle Indianer überhaupt beziehen. Zugleich sind mit dieser Wendung alle Menschen, alle Zweibeiner als Verwandte bezeichnet, und auch damit ist der sich weitende Kreis nicht ausgeschöpft. Jedem Lakota ist beim Aussprechen dieser Formel bewußt, daß wir selbstverständlich auch mit den vierbeinigen Geschöpfen verwandt sind wie mit allem, was da lebt, kriecht und fleucht und zu Mutter Erde gehört. Ein Lehrer der Lakota hat gemeint, eine geeignetere Übersetzung der Formel müßte lauten: „Für alles über mir und unter mir und um mich, alles, mit dem ich in Beziehung stehe.“

Vielleicht fangen wir nun an, das indianische Kreissymbol zu verstehen, nämlich als umfassendes Bild für Aufeinanderbezogenheit und gegenseitige Abhängigkeit – ebenso wie die Wichtigkeit von Wechselseitigkeit und gegenseitiger Achtung, damit der Kreis heil bleibt. Wenn wir Indianer solchen Wert darauf legen, daß die Theologie bei der Schöpfung beginnt, dann wegen der Notwendigkeit anzuerkennen, daß alle Geschöpfe Gottes gut sind und ihren Wert in sich tragen. Wir erleben „das Böse“ als Zerstörung jenes zarten Gleichgewichts – als Störungen, die den all unseren Mitgeschöpfen und Verwandten mitgegebenen Wert leugnen.

Schöpfung und Reich Gottes

Im verbleibenden Teil meines Aufsatzes möchte ich diese indianische Schöpfungsvorstellung anhand der zentralen biblischen Vorstellung der „*basileia tou theou*“, des Gottesreiches, erläutern. Insbesondere möchte ich der westlichen Christenheit den Gewinn darstellen, den sie aus der Auffassung der amerikanischen Ureinwohner vom Reich Gottes ziehen könnte. Dazu möchte ich mich insbesondere auf Markus 1,15 stützen, wo die Nähe des Gottesreiches und der Ruf zur Buße in Zusammenhang gebracht sind. Zuvor aber müssen wir einige Grundsätze über das Wesen des Gottesreiches formulieren.

Wenn die indianische Schöpfungsauffassung irgendwie schlüssig ist, müssen wir zu einem neuen (oder vielleicht sehr alten) Verständnis von Schöpfung auch in unseren konfessionellen Theologien kommen, nämlich

damit anfangen, uns Schöpfung als ein fortgesetztes eschatologisches Handeln und nicht nur als anfänglichen Akt Gottes vorzustellen. Wir müssen beginnen, Schöpfung als eschatologische Basis auch für das Christusergebnis zu sehen. Stellt dies eine Schwierigkeit dar, so vielleicht deshalb, weil die Kulturen, in welchen das Evangelium im Westen heimisch geworden ist, so von Grund auf an der Zeit und so wenig am Raum orientiert sind. Daher kommt es, daß alle Kategorien der Existenz selbst und alle Kategorien des Wissens in der geistigen Überlieferung des Westens von der Zeit abgeleitet sind und so unser Verstehen aller Wirklichkeit durchziehen.² Dies also kennzeichnet unsere theologischen Entwürfe und damit auch unsere Deutung der Schlüsselthemen und -texte der Bibel.

Seit der Herausstellung der Eschatologie als eines zentralen Aspekts der Interpretation insbesondere der Evangelien in der westlichen Bibelkritik durch die Arbeiten von Johannes Weiß und Albert Schweitzer³ wurde bis vor ganz kurzer Zeit das Reich Gottes ausschließlich in zeitlichen Kategorien gedeutet.⁴ Das heißt, die Frage „Wann?“ galt als einzige angemessene Fragestellung gegenüber dem Gottesreich. Das heißt nicht, daß die Gelehrten keine anderen Möglichkeiten in Betracht gezogen hätten. Nein, die Frage nach dem „Wo“ wurde beständig abgelehnt. Norman Perrin faßt an die siebzig Jahre wissenschaftlicher Auseinandersetzung in Nordamerika und Europa zusammen, wenn er 1967 schreibt: „(das Reich) ist kein Ort und keine Gemeinschaft, die von Gott regiert würde.“⁵ Seit Weiß und Schweitzer bis zu Perrin und darüber hinaus war die Frage gewesen: Wann wird das Reich Gottes sich ereignen? Wann wird es erscheinen? Im Laufe der Untersuchungen wurde dazu ein breites Spektrum von Antworten vorgebracht, von denen eine jede zu einem neuen Terminus technicus geführt hat, um der Theorie einen Namen zu geben. So ging es zwischen realisierter Eschatologie, aktualisierter Eschatologie, immanenter Eschatologie und zukünftiger Eschatologie hin und her, so daß wir schon an diesen Bezeichnungen den Wechsel der Meinungen ablesen können.

Es fällt auf, daß es Norman Perrin und sein Schüler Werner Kelber waren, die Mitte der siebziger Jahre eine wichtige Verschiebung der Interpretation von „basileia tou theou“ einleiteten. Kelber legte als erster Beweisgründe für eine fortgesetzt räumliche Auffassung vom Reich im Markusevangelium vor und brachte ihre Bedeutung mit sich ausdehnenden territorialgeographischen Entwicklungen innerhalb dieses Evangeliums in Zusammenhang.⁶ Perrin hebt als entscheidend den Bildcharakter der Rede von „basileia“ hervor, unterscheidet zwischen „Kürzeln“ (steno) und

„Spannungssymbolen“ (tensive) und ordnet „basileia“ bei letzteren ein. Wir können also ab jetzt das „Reich Gottes“ als „Symbol“ verstehen, und dies definieren Perrin und Wheelwright als „einen relativ festumrissenen, öfters vorkommenden Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung, der anstelle einer Bedeutung oder Gruppe von Bedeutungen steht, die in der Wahrnehmung nicht oder nicht voll erfaßt werden können“⁷.

Es dürfte selbstverständlich sein, daß räumliche Kategorien zeitliche Kategorien nicht unbedingt ausschließen, und umgekehrt. Doch entscheidend ist, nach welchen sich der Interpretierende richtet. Mit Boring halte ich es für unmöglich, den zeitlichen Aspekt aus Markus' Verkündigung des Reiches herauszulösen, bin aber ganz gewiß anderer Meinung, wenn er annimmt, daß die Reich-Gottes-Erwähnungen bei Markus als „überwiegend zeitlich ausgerichtet“ verstanden werden müssen.⁸ Im Gegenteil trete ich für die Möglichkeit einer Priorität des Räumlichen beim Reden vom Reich Gottes ein, vielleicht besonders bei Markus. Für die Augen eines amerikanischen Ureinwohners ist diese Möglichkeit im Text ganz deutlich, denn die Welt des Indianers ist ebenso eindeutig räumlich orientiert wie die westliche Welt zeitlich.⁹ Es ist so, daß jeder indianische Leser des Markus- oder eines der synoptischen Evangelien im Hinblick auf „basileia“ zunächst an das „Wo“ denken muß. Und aus diesem Kontext heraus will ich die Untersuchung weiterführen.

Feststehen dürfte wohl, daß das Bild einen symbolischen Wert darstellt und daß die Parameter des Symbols folgendermaßen zu füllen wären:

- a) Das Evangelium scheint die Herrschaft Gottes als etwas anzusehen, das im Geschehen begriffen ist. Es ist nahe herbeigekommen, es tritt jetzt hervor (Mk 1,15). Doch es ist zugleich „unter uns“, in unserer Mitte (Lk 17). Es ist etwas, das von den Gläubigen hier und jetzt erfahren werden kann, wenn auch vorläufig. Sein volles Hervortreten liegt noch in der Zukunft.
- b) Der Symbolgehalt, den die Bildsprache einfängt, begreift zu einem nicht geringen Teil den Blick auf eine ideale Welt in sich. Und c) die strukturelle Definition jener idealen Welt ist vor allem anderen beziehungshaft (relational).

Ich bin überzeugt, daß die bildliche Rede, die von der Gottesherrschaft spricht, im wesentlichen aus Schöpfungsbildern besteht, d. h. daß die ideale Welt, die durch das Bild dargestellt ist, auf dem göttlichen Ursprung des Kosmos als auf einer idealen Vergangenheit und einer idealen Zukunft aufbaut. Beziehungshaft ist sie in erster Linie deshalb, weil sie eine Beziehung zwischen dem Reich des Geschaffenen und seinem Schöpfer andeutet, und

zum anderen, weil sie ein Beziehungsgeflecht zwischen allem vom Schöpfer Geschaffenen beinhaltet. Als Schöpfer aller Dinge ist Gott notwendig der rechtmäßige Herrscher aller Dinge. Und die ideale Welt, auf die Jesus in den Evangelien verweist, ist genau die Verwirklichung jener rechten Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpfen.

Die Menschen mögen als Letzte alles Geschaffenen erschaffen sein (Gen 1), vielleicht ist auch der Mensch als Erster erschaffen (Gen 2). Das ist eigentlich belanglos. Worum es wirklich geht ist, daß Gleichgewicht und Harmonie der Schöpfung gut waren. Selbst wenn diese Ordnung durch die Menschengeschöpfe beträchtlich erschüttert ist, ist sie doch noch der ideale Zustand, auf den wir alle in Christus Jesus hoffen. Der Prozeß geschieht fortwährend, und die ganze Schöpfung nimmt am Prozeß teil. Die ganze Schöpfung „seufzt und ängstet sich“, wie Paulus sagt: sie liegt in Geburtswehen (Röm 8,22).

Buße

Wenn wir nun auf Markus 1,15 zurückkommen, so bedarf es keiner ausführlichen Untersuchung des Wortes *Zeit*. Es möge hier genügen, auf die zyklische, jahreszeitliche Bedeutung von „*kairos*“ gegenüber der eher linearen Vorstellung von „*chronos*“ hinzuweisen. In keinem Fall sollte die Erwähnung eines zeitlichen Begriffs uns von dem räumlichen, d. h. jetzt schöpfungsmäßigen Verständnis ablenken. Ebensowenig wäre es an dieser Stelle fruchtbar, dem Wort „*ämgeken*“ (ist herbeigekommen) nachzuspüren.

Wichtiger für meine These ist die Auffassung des Imperativs „*metanoite!*“ (tut Buße). Ich möchte an dieser Stelle für den zugrundeliegenden aramäischen Sinn, nämlich „Umkehr“, anstatt der griechischen Bedeutung „Sinneswandel“ eintreten. Buße ist der Schlüssel zur Errichtung der Vorherrschaft Gottes, weil sie mit „Umkehr“ einhergeht, nämlich einer Umkehr zu Gott. Daß man seine Sünden bereut, gehört überhaupt nicht zur Buße, wenn es sich auch in dem anfänglichen Akt des Bekennens ausdrückt. Selbst bei dem „griechischsten“ der Evangelisten, in der Apostelgeschichte des Lukas, ist Buße kein Gefühl der Reue, sondern Träger des hebräischen Sinnes „Umkehr“. In Apg 2,37 f. empfinden die Menschen ein Gefühl der Reue aufgrund der Predigt des Petrus und kommen zu ihm, um zu fragen, was sie tun sollen. Seine Antwort ist die Empfehlung: „Tut Buße und laßt euch taufen.“ Sie bereuen ihre Sünden bereits. Das ist es also nicht,

was Petrus von ihnen fordert. Der hebräische Begriff von Buße ist tatsächlich ein Aufruf an das Volk Gottes, die Herrschaft Gottes anzuerkennen, zu Gott umzukehren, zurückzukehren zu der idealen Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpfen.

Wenn man also irgendeine kirchliche Struktur errichtet, so sollte sie in dem Versuch bestehen, dieses Ideal soviel als möglich – vorläufig – zu verwirklichen. Eine „Kirche“ ist der Versuch seitens einer Gemeinde von Gläubigen, Gottes Aufruf zur Beziehungshaftigkeit nachzukommen, zuerst in der Beziehung zu Gott als dem Schöpfer und sodann in der Beziehung untereinander als Mitgeschöpfe. Kirche ist Antwort auf die Vision Jesu von der idealen Welt, in der Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst verwirklicht sind. Aber diese ideale Welt kann nur durch Buße herbeigeführt werden, das heißt durch „Umkehr“ zu Gott als dem Schöpfer und rechtmäßigen „Hegemon“ der ganzen Schöpfung. Daher ist Kirche ein Vehikel von Buße = Umkehr. Des weiteren ist die ideale Welt, wie sie nur unter der Herrschaft Gottes existiert, „gut“; sie ist gekennzeichnet von göttlicher Ausgeglichenheit und Harmonie.

Bekennen, Umkehr und Integrität der Schöpfung

Ich hoffe darauf, daß die theologische Einbildungskraft der amerikanischen Ureinwohner mit ihrer Verwurzelung in der dynamischen, zeugenden Schöpfungskraft dazu beitragen wird, der trinitarischen Theologie unserer Kirchen eine neue Ausrichtung zu geben. Wenn wir in allem aufs neue vom Ersten Glaubensartikel ausgingen mit der Aussage, daß Gott der Schöpfer ist, wir aber seine Geschöpfe, so wäre Hoffnung auf eine geistliche Wandlung, die uns der Erkenntnis des Reiches Gottes in unserer Mitte näherbrächte (Lk 17,21). Vielleicht könnten wir dann unser Menschsein auf neue und sinnerfülltere Weise anerkennen und begreifen, daß das Bekennen vor die Umkehr gesetzt ist und daß beides zusammen zu einem Leben in Harmonie und Gleichgewicht mit Gott und der ganzen Schöpfung gehört. Außer dem Bekenntnis, daß wir als einzelne Menschen sind, müßten wir dann einräumen, daß auch unsere Kirchen menschlich sind, unsere Theologien geschöpfllich und die Weltwirtschaftsordnung, an der wir teilhaben, Menschenwerk. Dann würde es uns möglich, Buße zu vollziehen, zurückzukehren, woher wir kamen, das heißt zum Schöpfer, in dem wir mit der ganzen Schöpfung „leben, weben und sind“ (Apg 17,28). Wir würden zurückkehren zum rechten Verhältnis zum Schöpfer, wenn wir bekennen würden,

daß wir uns als Menschen gern an seine Stelle setzen. Wir müssen ein neues Verständnis unserer selbst als Geschöpfe und ebenso unserer geschöpflichen Institutionen gewinnen. Wir müssen umkehren zu der Erkenntnis unserer selbst als engverquickte Teile eines Schöpfungsganzen.

Die indianische Auffassung von Schöpfung als heilig, von Mutter Erde als Quelle allen Lebens geht weit über die Vorstellungen defensiver westlicher Institutionen wie des „Sierra-Clubs“ oder von „Greenpeace“ hinaus. Sie umfaßt weit mehr als die Fürsorge für eine bestimmte Robbengattung oder ein vom Eis eingeschlossenes Walpärchen. Sie meint die Gesamtheit des Lebens, angefangen bei Baum und Fels bis hinauf zu den internationalen Beziehungen. Und dieses Wissen gibt jeglichem Handeln der Gemeinschaft seine Gestalt, von der Jagd bis zum Tanz, bis hin zum Verfassen von Anträgen auf Unterstützung irgendwelcher Projekte oder zur Mitwirkung in Regierungsbehörden. Insbesondere hat es mit der Art des Zusammenlebens der Menschen zu tun. Es betrifft zwangsläufig auch Fragen von Gerechtigkeit und Fairneß und damit schließlich den Frieden. Oh ja, die indianischen Völker haben schon eine überlange Zeit der Unterdrückung erlebt. Sie erleben sie noch heute – aufgrund von Ereignissen, die manche als Einfall von Barbaren in Amerika bezeichnen würden. Wir haben die bestimmte Vermutung, daß die Unterdrückung, die wir erfahren, eng mit der Weise zusammenhängt, wie die Einwanderer beten, wie sie Schöpfung verstehen und welches Verhältnis zur Schöpfung und zum Schöpfer sie haben. Darüber hinaus hegen wir den Verdacht, daß die Habgier, aufgrund derer alle Ureinwohnervölker von dem Boden vertrieben worden sind, in dem sie spirituell wurzeln, dieselbe Habgier ist, die das Schicksal der Erde und die fortgesetzte Unterdrückung so vieler Völker bedroht. Ob es die Geschichten der Einwanderer sind oder die theologischen Lehren, mit denen sie diese Geschichten deuten, etwas daran klingt in indianischen Ohren falsch. Die Indianer aber bleiben nicht nur beim Erzählen der Geschichten, beim Singen der Lieder, beim Beten der Gebete und beim Ausführen der heiligen Handlungen, die sie seit undenklichen Zeiten tief in Mutter Erde verwurzeln – sie sind auch kühn genug zu meinen, daß eines Tages ihre Geschichten und ihre Weise, die Schöpfung zu verehren, sich als stärker als die der Einwanderer erweisen und sie wandeln wird. Optimismus und Leidenschaft pulsieren offenbar im Herzblut der amerikanischen Ureinwohnervölker.

Mitakuye Oyasin! Für alle meine Verwandten!

Aus dem Englischen übersetzt von Angela Boeckh

ANMERKUNGEN

- ¹ Preman Niles (Hrsg.), „Auf eine Erklärung zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu“, Arbeitspapier für die Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, ÖRK, Genf 1989, 32 S.
- ² Eine Beobachtung von Robert A. Nisbet: *Social Change and History: Aspects of the Western Theory of Development*, Oxford University Press 1969. Während Nisbet die Zeitvorstellung als grundlegend für das Verständnis der ganzen westlichen Kultur ansieht, beurteilt er diesen Aspekt als durch und durch positiv. Ich dagegen finde ihn selbstverständlich problematisch.
- ³ J. Weiß, *Die Predigt Jesu vom Reich Gottes*, 1892; A. Schweitzer, *Das Abendmahl im Zusammenhang mit dem Leben Jesu und der Geschichte des Urchristentums*, 1901; und von Reimarus zu Wrede, *Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, 1906.
- ⁴ Vgl. Bruce Chilton (Hrsg.), *The Kingdom of God in the Teaching of Jesus*, Fortress 1984, und Wendell Willis (Hrsg.), *The Kingdom of God in 20th Century Interpretation*, Hendrickson 1987.
- ⁵ *Rediscovering the Teaching of Jesus*, Harper and Row 1967, S. 55.
- ⁶ W. Kelber, *The Kingdom in Mark: A New Place and a New Time*, Fortress 1974.
- ⁷ N. Perrin, *Jesus and the Language of the Kingdom: Symbol and Metaphor in New Testament Interpretation*, Fortress 1976, S. 30; ebenso Philip Wheelwright, *Metaphor and Reality*, Indiana University Press 1962, S. 92.
- ⁸ M. Eugene Boring, „The Kingdom of God in Mark“, in: Chilton, *The Kingdom of God in 20th Century Interpretation*, a.a.O. S. 140.
- ⁹ Siehe Vine Deloria Jr., *God Is Red*, Dell 1973; *The Metaphysics of Modern Existence*, Harper and Row 1979; G. Tinker, „Native Americans and the Land: The End of Living and the Beginning of Survival“, *Word and World* 6/1986, S. 66–74; „American Indians and the Art of the Land“ in: John Charlot (Hrsg.), *The Arts of the Land*, Universität Hawaii (im Druck).